



Ein Besuch am Kilimanjaro.

---

hohen Rat über Verschiedenes gefragt. Die Entscheidung war: weil er nicht verheiratet und noch obendrein ein Deutscher sei, dürfe er keinen Grundbesitz haben, und da die Brüder nicht seine leiblichen Brüder seien, fasse der ganze Besitz an den Staat." Um letzteres zu verhüten, machte P. Franz einen Scheinverkauf an einen braven, verlässigen Mann. Ähnliche Plakereien kamen übrigens in den ersten Jahren häufig vor.

Im Frühling des Jahres 1870 begann man den Bauplatz fürs eigentliche künftige Kloster herzurichten und Keller und Fundamente auszugraben. Raum tagten aber die Kellermauern so hoch über den Boden hinaus, da erschien eines Tages der Pascha mit einer ganzen Suite von Offizieren und Beamten auf dem Bauplatz. Diese Herren sahen die Kellerfenster für Schießscharten an und glaubten, daß man hier eine österreichische Festung baue. Alle Gegenvorstellungen blieben fruchtlos; der Pascha befahl einfach, den ganzen Bau zu sistieren und zitierte den P. Franz auf den kommenden Tag vor den hohen Rat. Hier ward ihm eröffnet, er verstoße durch den großen massiven Bau gegen viele türkische Gesetze, weil es einem Christen nur erlaubt sei, mit Holz oder Lehm, nicht aber mit Steinen oder mehrstöckig zu bauen. Der Bau eines Klosters und einer christlichen Kirche sei vollends absolut unzulässig. . . . Zuletzt verließ P. Franz, des mutlosen Streitens fett, die Versammlung mit der Erklärung: „Ich gehe nach Stambul (Konstantinopel)!“

Er führte den Vorfall aus, wußte sich vom Wiener Ministerium ein Empfehlungsschreiben an die österreichische Botschaft in Stambul zu verschaffen und kehrte nach einigen Wochen mit einem Schreiben des Großveziers zurück, in dem es hieß: „Der Mönch Franz kann ein Privathaus mit 60 Zimmern bauen.“ Nun begann eine äußerst rege Bautätigkeit, ein herrliches Herbstwetter begünstigte den Bau, sodass noch vor Eintritt des strengen Winters eine Quadratseite schon unter Dach und der zweite Flügel bereits begonnen war. Es war eine Riesenarbeit, denn alles Baumaterial: Balken, Bretter, Bauholz usw. mußte in Skrain geholt und von den Brüdern per Wagen zehn volle Stunden weit über zwei Flüsse ohne Brücken zum Bauplatz geschafft werden! Nicht einmal ein Drahtstift war im nahen Banjaluka zu haben. Am Vorabend vom hl. Weihnachtsfeiertag zog man ins neue Kloster ein, und die Zahl der Mitglieder war jetzt bereits auf sechzig gestiegen. Im folgenden Jahre aber wurde der begonnene Bau fertiggestellt und außerdem geräumige Stallungen gebaut. Im Jahre 1872 kamen die Kirche und die beiden andern Klosterflügel unter Dach, sodass bereits im dritten Jahre das Klosterquadrat geschlossen war.

Der Kirchenbau hatte bei dem argwöhnischen Pascha neue Befürchtungen erregt. Ganz erheitzt kam er eines Tages daher und fragte den P. Franz, was er denn da wieder bau, so hoch und mit so großen Fenstern? Dieser erwiderte gelassen, dies werde ein Gejäng im meer und fügte bei, als sie nur wenige Männer gewesen seien, hätten sie in dem niedrigen Hause schon Platz gehabt, jetzt aber seien sie viele, und damit es ihnen beim Singen nicht zu sehr in die Ohren schalle, bau er so hoch und weit! — Das leuchtete dem Pascha ein, und er fand nun den hohen Bau

herrlichen German erbaut wurde. Deshalb mußte sie auch ins Kloster hineingebaut werden, damit noch immer der Name „Privathaus“ gerechtfertigt blieb.

Viel Schwierigkeiten hatte man auch mit den Glocken. In einem Weinfäß war die erste Glocke heimlich eingeschmuggelt worden; bald kam dazu noch eine zweite. Anfangs begannen die Brüder nur ganz schüchtern und leise zum Nachtoffizium damit zu läuten. Bald wurde man dreister und läutete nun auch am hellen Tag. Nun kam von der türkischen Regierung der Bescheid: „Die Glocken müssen herunter!“ P. Franz ließ sie ruhig hängen, doch stellte er eine zeitlang das Läuten ein. In jenem Sommer war eine große Trunkenheit in Bosnien. P. Franz erklärte nun dem hohen Rat, die Mönche wollten um Regen beten helfen, damit sie jedoch mehr Mut zum Beten bekämen, müsse man die Erlaubnis zum Läuten haben. Der hohe Rat entschied: „Ja, Du kannst läuten, bis es regnet, dann mußt Du aber wieder aufhören.“ Es regnete noch lange nicht, und man läutete weiter und weiter, und als endlich auch der Regen kam, stellte man das Läuten doch nicht ein, und geschah auch keine weitere Einsprache mehr. Im Jahre 1875 kam Bosnien unter die österreichische Regierung und damit hörten Plakereien dieser Art von selbst auf.

Nach dem Krieg kamen viele neue Ansiedler ins Land. Die Katholiken handen dabei den besten Helfer und Berater an P. Franz. So entstand im Verbastale eine Ansiedlung, welche sich den Namen „Windthorst“ beilegte. Desgleichen half P. Franz armen Schwestern zur Gründung des Klosters Nazareth und wurde von Rom zu ihrem Superior ernannt. Beichtvater und Katecheten stellte das Kloster, für Bauten und Ackerwirtschaft begnügte man sich mit einer mäßigen Entschädigung. Schon früher aber hatte er den harrmherzigen Schwestern von Agram zu einer Schule in Banjaluka verholfen. Maria Stern selbst aber wurde immer mehr vergrößert, es wurden Straßen gebaut, Werkstätten mit den modernsten Einrichtungen hergestellt, neue Gärten, Felder und Weinberge angelegt, sodass es schon im ersten Jahrzehnt nicht nur zu den größten Klöstern des Trappistenordens zählte, sondern auch zu einer wahren Segensquelle wurde für die ganze weite Umgegend.

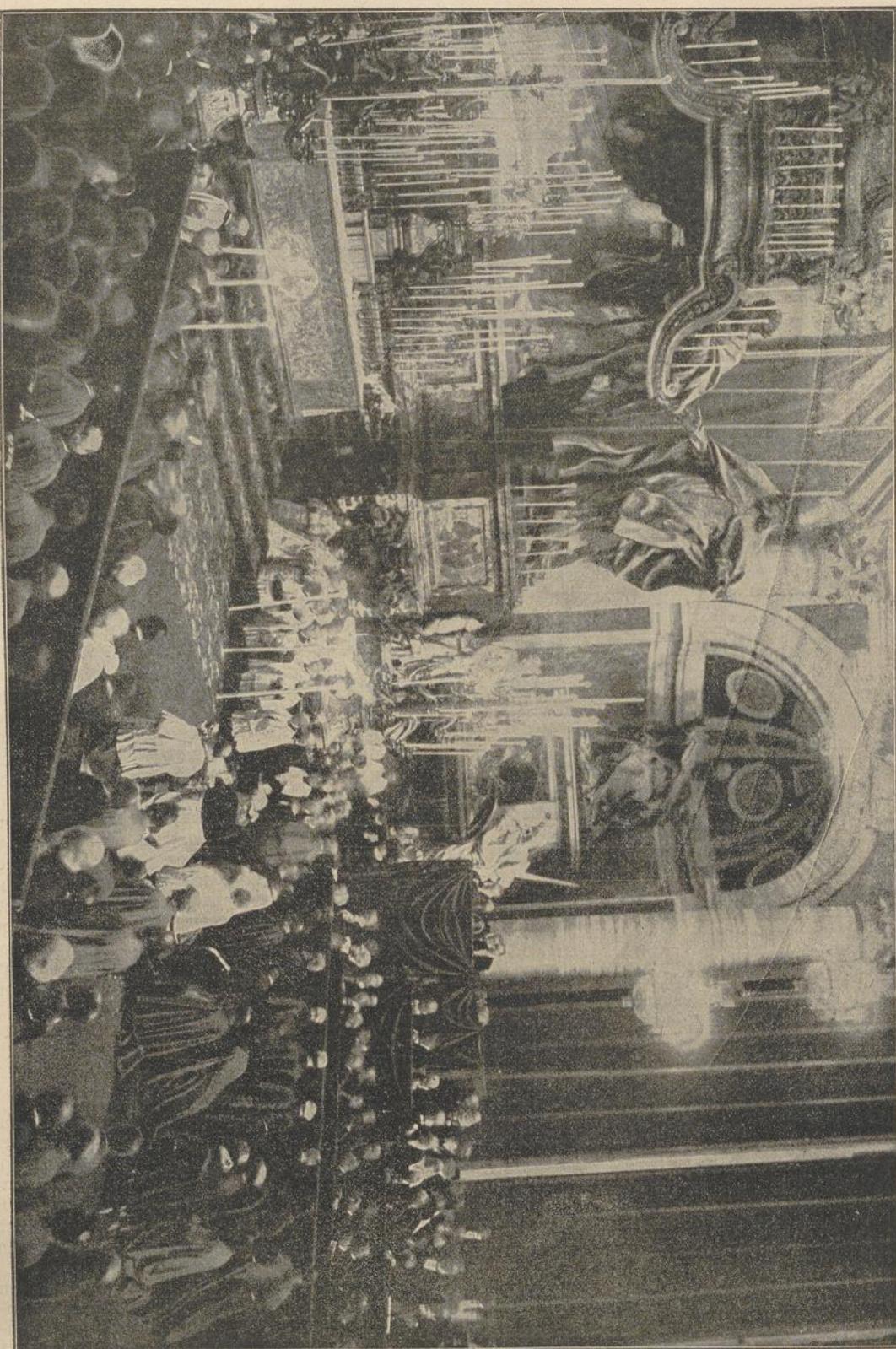
(Schluß folgt.)

### Ein Besuch am Kilimanjaro.

Reminiscenzen von Rev. P. Erasmus Hörrner.

Am 9. Oktober 1899 brach ich in Begleitung von P. Ansgar und einer entsprechenden Anzahl Träger von unserer damaligen Missionsstation Neuköln in Deutsch-Ostafrika auf. Unsere Absicht war, die umliegende Steppe, sowie das Pare-Gebirge zu durchwandern, um Land und Leute kennen zu lernen und eventuell geeignete Plätze für neue Missionsstationen ausfindig zu machen.

Es gab da, erst in der Steppe und dann in dem wildzerklüfteten, nur sporadisch von einzelnen Kolonisten besiedelten Paregebirge harte und schwere Touren, waren wir doch an manchem Tag 10, ja 14 Stunden auf den Beinen. Nachdem wir Süd-Pare kreuz und quer durchwandert und dabei mitunter Höhen von 2000 Meter und darüber erklettert hatten, trieb uns das unfreundliche Wetter: Nebel, Regen, vermischt mit Schneefall.



Feier der Heiligspredigung der Jungfrau von Orleans.

Hier fanden wir eigentlich, was wir suchten. Da lag nämlich mitten in der großen, trostlosen Steppe, mit dem Pare-Gebirgsstock im Hintergrund, ein dicht bevölkertes, idyllisch schönes Plätzchen, das für eine Missionsstation wie geschaffen war. Später fanden wir am Fuße des Gebirgsstocks noch 3 bis 4 andere ähnlich günstige Plätze. Doch von einer unmittelbaren Befezung konnte vorläufig keine Rede sein, und später hat sich gar vieles geändert. Möge es unseren Erben und Nachfolgern, den eifrigen Vätern der Gesellschaft vom hl. Geiste gegönnt sein, nach manch' schönen Missionsposten für ihr großes Werk zu gewinnen!

Da wir nun einmal auf der Reise waren und von der Höhe des Paregebirges aus schon einmal den Kilimanjaro, den höchsten Berg Afrikas, in seinem Schneewande hatten glänzen sehen, und er somit, nach afrikanischen Begriffen wenigstens, nicht mehr allzu ferne sein konnte, reiste in uns der Entschluß, vollands dort hinauszugehen. Also auf nach dem Kilimanjaro!

Am 26. Oktober kamen wir glücklich auf der Militärstation Moschi an, höchst freundlich und liebevoll empfangen vom damaligen Chef der Station, Herrn Hauptmann (jetzt Major) Johannes. Während der folgenden Tage besuchten wir ein paar in ziemlicher Nähe gelegene Missionsstationen der Väter vom hl. Geist. In Kilema, das nur vier Wegstunden von Moschi entfernt ist, trafen wir den guten, eifrigen Superior P. Schneider. Die Station Nombwa war eben in der Gründung begriffen, und P. Flick, der Superior, war insgesessen über und über mit Arbeit überhäuft. Doch waren wir auf beiden Stationen bestens aufgehoben.

Allerdings meldeten sich nun, sowohl bei P. Ansgar, wie bei mir selbst, die ersten Anzeichen von Fieber, und bald mußte der eine, bald der andere von uns beiden das Bett aufsuchen. Als wir am nächsten Tag nach Kilema zurückkehrten, erlitt ich in der Nähe der nun aufgegebenen Militärstation Marangu einen neuen Anfall. Tags zuvor hatte ein starker Nebel und ein feiner Sprühregen unsere Kleider ganz durchnäht, heute aber brannte die Sonne glühend heiß vom Himmel. Dieser schroffe Temperaturwechsel verichlammerte noch unser Leiden, und P. Ansgar zog sich überdies noch eine heftige Diarrhoe zu. Am folgenden Tag ersuchte er mich, seine Beichte zu hören. „Sie werden allein nach Usambara zurückkehren“, sprach er zu mir, „ich komme nicht mehr zurück; ich fühle, es geht mit mir zu Ende.“ Leider waren seine Worte nur zu wahr. Die heftigen Fieberanfälle hatten seine sonst robuste Natur mit einem Schlag gebrochen.

Als man in Moschi Kunde von unserer Erkrankung erhielt, wurde sofort unter Aufsicht des Unteroffiziers Herrn Stanislaus Handfest (aus Krumbach in Bayern) eine Sänfte nach Kilema geschickt, um den todkranken P. Ansgar ins dortige Spital zu holen. Das geschah am 8. November 1899. Allein, obwohl man dem Kranken alle nur erdenkliche Hilfe und Pflege angebieten ließ, war er am nächsten Tag

Donnerstag, den 9. November, morgens um 3 Uhr schon eine Leiche. R. I. P.

Gegen 10 Uhr des selben Tages wurde ich ins Spital nach Moschi gebracht und zunächst in dem gleichen Zimmer eingelagert, aus dem man eine halbe Stunde zuvor die Leiche meines armen Freundes herausgetragen. Hauptmann Johannes und seine Gattin, Sekondleutnant Merker, Stabsarzt Prichel, die sich alle in der zuvor unermüdlichsten Weise um mich bemühten, suchten mir zwar alles zu verheimlichen, allein ich



Kaffernmädchen betrachten ihre Photographie

las aus ihren Mienen doch, was vorgefallen war. Zuletzt gestanden sie es mir auch ein, und ich ergab mich ruhig in mein Schicksal.

Im Laufe des Nachmittags brachte man mich in die Boma, die Residenz des Chefs usw. selbst, und logierte mich im Zimmer des Unteroffiziers Handfest ein, der mich mit vieler Liebe und Sorgfalt pflegte; auch hatte ich von Neuköln her einen schwarzen Christentuch bei mir, der mir einige Handreichung leistete. Was ich nun im Laufe der nächsten 3 bis 4 Wochen alles durchmachte, dessen kann ich mich nur unklar erinnern. Es war eine kritische Zeit, oft stieg das Fieber auf 40 Grad, nicht selten auf 41 und 42,

wie ich später hörte. Fürwahr, hätte ich nicht eine so überaus gute und liebevolle Pflege gehabt, ich hätte damals das Schicksal des P. Ansgar geteilt. So aber war ich in Moschi so gut aufgehoben wie zu Hause, und Hauptmann Johannes und seine Gattin, Second-leutnant Merker, Stabsarzt Pritzel und Gemahlin, sowie Unteroffizier Handfest behandelten mich nicht wie einen Fremden, sondern wie ihren eigenen Bruder und Sohn. Alle überboten sich förmlich in gegenseitiger Hilfeleistung; das ist wahre, echt-christliche Charitas! Möge der liebe Gott diesen edlen Menschen alles taujendfach vergelten, was sie damals an mir getan! Ich selbst vermag es nicht! —

Endlich gegen Weihnachten zu konnte ich wieder außer Bett sein. Es kam der heilige Abend. Ich feierte ihn mit der Familie; die Christbaumfeier war zu Ende, und alles saß in fröhlichster Weihnachtsstimmung am Tisch beisammen, — da kracht plötzlich ein Schuß! Gleich darauf zwei bis drei, und im Nu entwickelt sich ein regelrechtes Gefechtsfeuer! Nun entsteht aber in der ganzen Boma ein Laufen, Rennen, Schießen und Kommandieren, das einfach jeder Beschreibung spottet. Offiziere und Mannschaften, alles rennt hinaus und stürzt sich auf den Feind! — — —

Was ist denn geschehen? Die umwohnenden Schwarzen hatten für diese Nacht einen Überfall geplant. Doch der Signalschuß ging zu früh los, und so wurde ihr Plan glücklicher Weise vereitelt. Sie hatten gehofft, alles im tiefsten Schlaß zu finden und wollten alle Europäer: Männer und Frauen, Soldaten und Missionäre erbarmungslos niederschlagen. So aber kam es umgekehrt, der Pfeil wandte sich auf den Schützen zurück. Der Chef mit seinen Offizieren und schwarzen Askaris (sudanesischen Soldaten) leuchtete den ringsum versteckten Wadagas gründlich heim. Noch vor Mitternacht war die ganze Gegend gesäubert, und saßen 13—14 der Hauptstädteführer hinter Schloß und Riegel. Sie wurden alle beim folgenden Kriegsgerichte zum Tode durch den Strang verurteilt. Diese Maßregel war einfach durch die Not der Umstände geboten, wenn sie auch manchem auf den ersten Anblick hart erscheinen mag.

Kurz darauf machte ich einen Besuch in Kiboscho. Ich fand hier den unverwüstlichen Pater Röhmer als Stationsprior. Wahrlich, dieser Mann hat dort etwas geleistet! Ueberhaupt haben mir die dortigen Missionsstationen Kiboscho, Kilema und Rombo sehr gut gefallen, und die Arbeiten der Väter vom hl. Geist verdienen unsere vollste Anerkennung. Sie haben wirklich dort oben am „Königsberge“ Großes geleistet zu Ehren des Königs der Könige! Möge auch fernerhin Gottes reichster Segen ruhen auf all' ihrem Wirken! —

Am 31. Dezember 1899 ging ich nach Moschi zurück, feierte den Anbruch des neuen Jahrhunderts am Kilimajaro mit seinem ewigen Schnee — der Berg ist bekanntlich 6100 Meter hoch — nahm am Neujahrstag 1900 Abschied von meinen edlen Wohltätern, die mir buchstäblich das Leben gerettet, und kehrte mit dem eifriger Missionär P. Augustin Gomenginger über Taveta, Bura und Voi, wo sich uns auch noch Bischof Allgeyer anschloß, nach der Küste zurück. Die wasserlose Serengeti-Steppe hatte zwar harte Anforderungen an uns gestellt, doch schließlich ging alles gut, und Mitte Januar saß ich, um viele Erfahrungen reicher geworden, wieder in meinem lieben Neuköln. Das Leben war mir neu geschenkt, und mein

Entschluß war und ist, es ganz dem Herrn und der Rettung unsterblicher Seelen zu weihen. —

### Domine, da mihi animas!

Von Rev. P. Florian Rauch.

**Mariatrost.** — Nach beinahe 2½jähriger Abwesenheit kehrte ich im Auftrage meiner Obern im November 1908 von Mariatrost wieder nach meinem lieben Mariatrost zurück. Das Missionswerk schreitet daher mit der Gnade Gottes zwar langsam, doch sicher voran. Das Taufregister weist gegenwärtig die Nummer 559 auf. Viele dieser Neuhäuser starben allerdings schon bald nach der hl. Taufe, denn auch das Totenbuch enthält schon die Namen von 235 im Herrn Entschlafenen. Ich möchte die Letzteren eine sichere Ernte nennen, denn sie sind für den Himmel gewonnen für immer; die guten Werke der Lebenden aber gleichen nur der aussprossenden Saat, die in unserm Herzen zwar viele Hoffnungen weckt, wobei wir aber nicht wissen, ob sie sich auch verwirklichen werden. Denn der Gefahren sind gar viele und große. Ich erwähne nur die heidnische oder von mancherlei protestantischen Sektenten infizierte Umgebung, die Wahräger, Doktoren und Zauberinnen, und die englischen Städte, wie Johannesburg und dgl., wo viele unserer jüngeren Leute Arbeit suchen. Da geht nicht selten in kurzer Frist alles wieder verloren, was der Missionär mit so vieler Mühe aufgebaut hatte.

Mariatrost ist rings von Heiden und Protestanten eingeschlossen. Merkwürdig jedoch ist, daß viele, die in gefundenen Tagen tausend Vorurteile gegen uns hegen und uns scheu aus dem Wege gehen, in der Stunde der Not, d. h. wenn der Tod bei ihnen ankommt, doch den katholischen Umgang rufen lassen und um die hl. Taufe bitten. Ein Beweis, daß sie innerlich von der Wahrheit unserer hl. Religion überzeugt sind, wenn sie es auch lange Zeit nach außen hin nicht eingestehen wollen. Dazu kommt dann noch die Furcht vor der ewigen Höllenstrafe, die lauter predigt, als jedes Menschenwort, und die Gnade Gottes, die jedes Hindernis, auch das größte und schwerste, zu überwinden weiß. So traf ich jüngst einen alten Heiden, der mir sehr entgegenarbeitete, als ich seinen frakten Nachbar tauften wollte. Als ich ihn aber kurzweg fragte: „Wie, mein Freund, was willst denn du anfangen, wenn es mit dir selbst einmal zum Sterben geht?“ antwortete er erschrocken: „Was ich anfangen werde? — Ja, was soll ich da tun? — Nun, ich werde halt auch nichts anderes tun können, als zu den Alma-Roma zu schicken und den Umgang zu rufen, damit er mich tauft.“ Sapienti sat! —

Was das hiesige Missionswerk ferner sehr beschwerlich macht, sind die unglaublich schlechten Wege. Uebrigens kann man hier, wenn ich die Poststraße und ein paar Feldwege abrechne, von Wegen gar nicht reden; denn es gibt hier, in Mariatrost, nur schmale Pfade und Kaffernsteige, die über unzählige Hügel und Schluchten hinweg von einem Kraale zum andern führen. Da gibt's oft ganz halsbrecherische Touren, namentlich zur Nachtzeit, wenn man schnell zu einem Sterbenden gerufen wird. Wohl leistet ein braves, an solche Wege gewohntes Rößlein oft recht gute Dienste, allein manchmal wird der Pfad so steil, brüchig und abschüssig, daß man ihn kaum zu Fuß passieren kann, geschweige denn zu Pferd. So ritt ich jüngst von einem schwarzen Jungen be-